

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 15

Artikel: Wieder allein : Skizze
Autor: Kocher, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wieder allein.

Skizze von Fritz Kocher.

Sie kamen von der Straße zurück, langsamen Schrittes. Er ernst und nachdenklich, sie noch immer von Schluchzen durchbebt.

Sie hatten sie eine Strecke Wegs begleitet, dem Zuge nachgesehen, der ihnen ihren Einzigen davonführte. Nicht allein — und das war gerade das Schlimme — sondern an der Seite einer Frau, die in kurzem seine Gattin sein würde.

Der Junge winkte noch einmal grüßend vom Wagenfenster — mehr aus Mitleid mit den Eltern als aus Herzensbedürfnis. Seine Augen hatten gelacht vor Glückseligkeit.

Ja, gelacht! Frau Stettler hatte es trotz der Entfernung und trotz ihrer Tränen genau gesehen.

Mit Bitterkeit verglich sie damit die früheren Abschiede, wenn der Junge als Gymnasiast und später als Student aus den Ferien wieder abreiste. Wie hatte jeweils das hübsche Jugendgesicht von männlich verhaltenen Tränen gezuckt, und in welcher langer, inniger Umarmung hatte der Sohn an ihrem Halse gehangen.

Und heute! ...

Ihm lag nichts mehr an der Mutter. Das hübsche blonde Mädchel nahm all sein Sinnen und Fühlen ein.

Frau Stettler schluchzte laut auf. Der Mann legte ihr gutmütig tröstend die Hand auf die Schulter.

„O, Hannes!“ rief sie leidenschaftlich, „ich habe meinen Sohn verloren!“

„Na, na, beruhige dich! Er ist doch nicht gestorben. Im Gegenteil, erst recht lebhaft geworden.“ Er lächelte duldsam, wenn er an des Sohnes ungestüme Verliebtheit dachte. „Was du heute erfährst, hart ist's, aber es ist das Los der Eltern. Wir erziehen unsere Kinder für einen fremden Mann oder eine fremde Frau. So erging es unsern Eltern auch.“

„Sprich nicht von einem Elternlos. Du weißt ganz genau, daß zwischen Fritz und mir ein ganz besonderes Verhältnis besteht — bestand! Wir sind uns ähnlich, verstanden uns so ganz!“

„In diesem Falle versteh' ihn auch heute!“

„Er will mein Verständnis gar nicht,“ rief sie schmerzlich. „Er braucht mich nicht mehr! Eine Fremde ist ihm alles, was ich ihm einst war, und er braucht mich nicht mehr. Ich kann jetzt beiseite stehen.“ Über die eben noch so erregten Züge ging eine hoffnungslose Traurig-

keit. Was soll ich nun eigentlich noch, sagten deutlich die sich müde öffnenden und schlaff herabfallenden Hände.

Sie waren unterdessen ins Haus getreten.

„Beiseite stehen ist freilich nicht leicht,“ sagte der Mann ruhig.

„Was weißt du davon!“ rief sie. Der Schmerz gab dem Ausruf etwas Hartes, Verächtliches.

„Nun — wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden hat...!“ meinte er mit fast wehmütigem Humor.

Sie sah ihn groß an. Sie wollte etwas erwidern. Sie konnte nicht. Der Mann trat in sein Büro. Dringende Korrespondenzen waren noch zu erledigen. Sie durchschritt das Wohnzimmer und stieg eine Treppe empor in ihres Sohnes soeben verlassenes Zimmer. Schluchzend drückte sie den Kopf in das alte Sofakissen — sie hatte es vor Jahren für Fritz selber gestickt, als er noch ein kleiner Junge war. Er hatte es seit bald zwanzig Jahren im Gebrauch.

Doch mitten in ihrem Kummer starzte sie mit einem Male betroffen vor sich hin. Das lächelnd gesprochene Wort: „Wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden hat,“ ging ihr durch den Sinn.

Allerdings. Fritz war immer der erste gewesen für sie. Aber war das nicht natürlich? Sind Kinder nicht immer die Hauptpersonen? Als er heranwuchs, gab es wie so oft zwischen Vätern und Söhnen manchmal Unstimmigkeiten zwischen ihm und ihrem Manne. Der Vater verstand ihn nicht, aber sie verstand ihn immer.

Fritz war immer ihr Junge gewesen. Ihr sah er ähnlich mit dem feinen, hochmütigen Gesicht, das das lockige Haar so schön umrahmte.

„Wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden ist...“ Unerträglich! Sie fuhr in die Höhe.

Das war ja eine lächerliche Einbildung von ihm, einfach lächerlich! Jetzt war Fritz schon lange im Zug, der ihn noch schneller von ihr entfernte. Aber größer noch als die räumliche Entfernung war die andere, die innerliche — daß sein Herz der fremden Frau gehörte und für die Mutter nur kümmerliche Pflichtgefühle übrigblieben.

Unten hustete jemand. Das löste Frau Stettler aus ihren Sinnen. Sie erhob sich aus der

Sofaede, in die sie sich eingewöhlt, und trat zur Tür. Es war ihr Mann. Wie sie ins Büro trat, saß er über dem Schreibtisch, aber er schrieb nicht. In der Haltung des sonst kräftigen Mannes war etwas Müdes. Es schien, er überlasse sich einen Augenblick einem heimlichen Gram. Noch nie war es ihr aufgefallen, wie grau er geworden.

Sie saß oben und dachte an ihren Sohn, und der Vater ihres Sohnes saß da unten allein, wie so oft...

„Ich hörte dich husten,“ sagte sie bekümmert.

„Das ist doch nicht schlimm, den habe ich ja seit Jahren,“ murmelte er ganz verlegen.

„Um so schlimmer, dann müssen wir sofort dagegen etwas tun; so geht es nun doch nicht weiter.“

Sie sah ihn mit einem seltsamen Blick an. Tränen standen plötzlich in ihren Augen.

„In einigen Wochen siehst du ja deinen Jungen wieder, wein' nun nicht so,“ tröstete er seine Frau.

Sie gab ihm aber zu verstehen, daß sie nicht wegen Fritz weine. Sie küßte sein graues Haar.

Räs Bäumli wachst in Himmel.

Räs Bäumli wachst in Himmel,
Es isch scho gsorgt defür.
Es stahd bi jedem Fästli
En Chummer vor der Tür.

Fed d' Musig afe spiele,
Er chlopfet heimli a.
Fönd d' Auge-n- afe glänze,
Zwei Tröpfli hanged dra.

's eint isch wie d' Morgesunne
Und 's ander trüeb echli.
Sie sind im glische Seeli
Wie Fründ diheime gsi.

Sie gönd dur's Läbe mit der,
Sind bi der Tag und Nacht,
Und fed's emal a dunkle,
Lueg, daß na 's heiter wach!

Wird's trüeber aber Meister,
Wo luter Schatte gseh,
Dänk ä die goldige Zite,
Wo 's heiter glachet häd!

Ernst Eschmann.

Wunder des menschlichen Auges.

Neue Forschungsergebnisse über das größte Kunstwerk der Natur.

Die Wissenschaft vom Menschenauge — ein riesiges Forschungsgebiet über ein winziges Organ — gibt es nicht erst seit heute und gestern. Das Auge, das „Fenster“ des menschlichen Körpers, hat schon seit vielen Jahrhunderten die größten Geister — und nicht nur die Wissenschaftler — in seinen Bann gezogen. Männer wie Dürer und Leonardo, Goethe und Helmholtz setzten einen großen Teil ihres Lebens daran, die Geheimnisse und Wunder dieses größten Kunstwerkes der Natur zu erforschen. In der Tat wissen wir nur über wenige Gebilde des menschlichen Organismus so viel wie über unser Auge, und trotzdem vergeht kein Jahr, in dem man nicht merkwürdige neue Entdeckungen am Menschenauge macht. Der nachstehende Artikel berichtet über einige neue Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete.

Das „Glassefenster des Gehirns“.

Die Lichtstrahlen der Außenwelt müssen erst einen recht komplizierten Weg zurücklegen, bis sie in unsere Großhirnrinde und damit in die Sphäre unserer bewußten Gesichtsempfindun-

gen gelangen. Das Auge besteht aus verschiedenen durchsichtigen, optisch brechenden Schichten, Hornhaut und Kammerwasser, Kristalllinse und Glaskörper, die das Licht erst durchwandern muß, bis es auf die zarte Netzhaut stößt. Sie bilden sozusagen den optischen Apparat, der die Strahlen bricht, sie zusammenballt und die Gegenstände der Außenwelt scharf auf der Netzhaut, der photographischen Platte des Auges, abbildet. Hier sitzen die licht- und farbenempfindlichen Sinneszellen, Stäbchen und Zapfen; sie werden von den auftreffenden Strahlen gereizt, die Erregung sammelt sich im Sehnerven und fließt nun auf verschiedenen Wegen dem Großhirn zu. Die Netzhaut mit dem dicken Sehnerven ist eigentlich weiter nichts als eine besonders feine lichtempfindliche Ausstülpung, ein Vorposten des Gehirns, die von der Außenwelt nur durch ein durchsichtiges, glasklares Fenster geschieden ist.